

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Ebr.) vierteljährlich, 3 Ebr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumeriert auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 90.

Berlin, Freitag den 28. Juli

1837.

Polen.

Der letzte Kmita.

(Ein Polnisches Charakterbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.)

Ingenähre eine Meile von Bochnia in Galizien liegt das Schloß Wisniec, berühmt als Stammsitz der einst so mächtigen Familie der Kmiten, in welchem ihr letzter Sproß, Peter Kmita, Wojewode von Krakau, wohnte und den Gelehrten gastliche Aufnahme gewährte. Hier war es auch, wo derselbe gleich nach der Krönung König Sigismund August's und der Königin Barbara, da er plötzlich seine Meinung geändert, den König und die junge schöne Königin, um den alten Groll zu verwischen, mehrere Tage lang auf prächtigste bewirthete. Dieser Peter Kmita lebte, als Senator und Kron-Großmarschall, bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Mit ihm erlosch der Mannestamm seines Geschlechts. Sein Leben hat ein gleichzeitiger anonymes Schriftsteller, wahrscheinlich Stanislaus Gorecki, Domherr und Secretair König Sigismund's I., beschrieben.

Peter Kmita von Wisniec, der letzte Abkömmling des Geschlechts der Sremitawiten, Sohn des Stanislaus und der Katharina von Sarnowska, brachte seine ersten Jugendjahre auf Schulen in Deutschland und dann am Hofe Kaiser Maximilian's zu, um die Deutsche Sprache zu erlernen und sich in der Kriegskunst zu üben. Von da begab er sich an den Hof König Sigismund's I. Und da er sich vor Allen durch schöne Körperbildung und durch scharfen Verstand auszeichnete, wurde er zum Hofmarschall, später zum Kron-Großmarschall, hernach zum Wojewoden von Sandomir und endlich zum Wojewoden von Krakau erhoben.

Schon frühzeitig wußte Kmita den Adel für sich zu gewinnen; er ehrte die Tapferen, liebte die Gelehrten, war hingebend gegen seine Freunde, seinen Feinden furchtbar, verzeh den Unterwürfigen gern ihre Schuld und gewann sich ihre Dienste. Der Religion seiner Vorfahren blieb er zugethan und gab davon Beweise, indem er in Wisniec eine massige Kirche erbauen ließ, die er mit schönem Schmuck und mit den nöthigen Dotationen ausstattete. Auch das Schloß in Wisniec baute er neu auf und zierte es mit verschiedenen Malereien, besonders mit den Bildern seiner Vorfahren und der Polnischen Könige, besetzte es auch mit Thürmen und Werken. Er hatte mehrmals Gesandtschaften an die Kaiser Karl und Ferdinand und an Deutsche Fürsten, um den Frieden mit dem Auslande, den er über Alles setzte, dauernd zu begründen. In die Staatshändel mischte er sich niemals. Räubern (sogenannten Schnapphähnen), die unter dem Namen und in der Tracht von Ungarn die Polnisch-Ungarischen Grenzen beunruhigten, setzte er nach, nahm sie gefangen und bestrafte sie mit dem Tode.

Bei den glänzenden Festgelagen, die er veranstaltete, setzte er mit übermäßiger gastlicher Freigebigkeit und unermüdelichem Füllen der Becher seinen Gästen oft gewaltig zu. Auf diesen Schmausereien pflegte er unter die Krieger allerlei Geschenke zu vertheilen, als Pferde, Reitzzeug, Ringe, Ketten, Geld und andere Dinge, und durch artige Worte erhöhte er noch den Werth dieser Gaben. Auch gegen Arme und Unglückliche zeigte er sich oft sehr huldvoll.

Diese guten Eigenschaften wurden aber durch große Fehler aufgewogen, ja wohl noch übertrug: durch ein rachsüchtiges und grausames Gemüth, Habgier, Verdrehung der Landesgesetze, Störung der öffentlichen Ruhe unter dem Schein der Förderung des Gemeinwohls, und Verschwendung mit Wöllgegnen, mit denen er gemeinschaftlich die Landtage zerriß.

Die vertragmäßigen Zehnten und Jahrgelder hielt er nach Belieben zurück, seine Gläubiger ließ er schwächen, die Juden plünderte er aus, begte auf den Landtagen den Adel, sie zu verfolgen und zu berauben, und wußte auf alle mögliche Art von ihnen Geld zu erpressen. Auch die Krakauer Kaufleute mußten den elenden Schutz, den er ihnen angeheißt ließ, theuer bezahlen. Auf dem Reichstage beantragte er, man solle die Juden aus dem Reiche vertreiben, des angeblichen Diebstahls und Betrugs wegen, den sie an den Christen verübten. Erschreckt hierdurch, brachten die Juden ihren letzten Zehnpennig zusammen. Eben so wurde die Stadt Krakau von ihm bedrückt und ausgefaugt; die städtischen Aemter verkaufte er förmlich, ohne alle Rücksicht auf Tugend und Verdienst; die rechtlichen und tugendhaften Bürger zogen sich daher nach und nach von der Verwaltung zurück, denn mit den Schlechten wollten sie nicht zusammen im Rathe sitzen. Im Krakauer Senat erpreßte er bald durch Drohungen, bald durch Schmeichelworte manches theure Geschenk an Gold, Silber, güldenen Ketten und Geld. Zuweilen ließ er auch beträchtliche Summen von ihm auf ewige Zeiten.

Einige der reicheren Einwohner Krakau's hatten Güter, auf die sie

dem Adel Geld geliehen, als Unterpfand in Besitz. Um nun dem Adel wieder zu seinem Eigenthum zu verhelfen, brachte Kmita auf den Landtagen in Vorschlag, jene Bürger, als unrechtmäßige Besitzer, weil sie Handel und Gewerbe trieben und daher nicht Grundherren seyn könnten, daraus zu vertreiben, unter dem Vorwande, daß sie nicht wie der Adel zur Verteidigung des Vaterlandes ins Feld zögen und deshalb des Grundbesitzes unwürdig seyen. So mußten die auf die Landtage vorgeladenen Bürger, durch Drohungen eingeschüchtern, theils durch Geschenke an Kmita, theils durch Opfer an die großmäuligsten Landboten, den Besitz ihres Eigenthums erkaufen. Genug, er verstand es, überall die armen Lämmer zu scheeren.

Sein ganzer Hof, hohe und niedere Dienerschaft und der ganze Schwarm, der an ihm hing, bestand aus dem schlechtesten Gesindel; junges Volk vom Adel- und Plebejerstande sammelte sich um ihn; Faulenzer, Prosser, Unruhbestifter, ja sogar Mörder, die der Strenge der Gerechtigkeit entgangen waren, fanden bei ihm eine Zuflucht und dienten ihm dafür unentgeltlich. Drzechowski, Jakob Przymusi und Martin Krowicki, berühmte Apostaten jener Zeit, hielten sich an seinem Hofe auf; bei weitem größer aber war die Zahl der verdächtigen Leute, die er bei sich hatte, wie Baranowski, Kumelosi, Broniewski, Dolinecki, die Szau's, Polk's, Dambick's, Richter, Unterriechter und anderes wildes und flüchtig gewordenes Volk, ein Haufe, der, auf den Wink seines Herrn, ihm zu dienen bereit war.

In seiner Amtsführung als Wojewode und Starost war er ein Tyrann seines und des benachbarten Gebiets; er verfuhr ganz nach Willkür und Laune und stiftete so viel Unheil, gestattete sich so viel Bedrückungen gegen den ärmeren Adel, daß man staunen muß, wie dies Alles so ungestraft hingehen konnte. Verhaftet oder war er in der ganzen Landschaft Przemysl wegen seiner Tyrannei.

Er gab sich den Schein eines großen Patrioten und hielt es stets mit den unruhigen und dem Könige feindlichen Parteien. So lange der Kanzler Tomicki und der Kastellan von Krakau, Spylowicki, Sigismund's edler und wackerer Rath, noch lebten, gaben sie es nicht zu, daß der übermüthige Magnat das arme Volk beraubte oder die öffentliche Ruhe gefährdete. Nach ihrem Tode aber änderten sich die Dinge.

Im Jahre 1534, auf dem Reichstage zu Petrikau, wo man die Gesetze verbessern und vielfältige Mißbräuche abstellen wollte, widersetzte sich nunmehr dieser Kmita mit seinen Anhängern jenen löblichen Absichten und setzte es durch, daß man es bei den alten Gesetzen bewenden ließ und zu der alten Unordnung und Willkür zurückkehrte. So wurde die Saat der Zwistigkeiten ausgestreut, deren schreckliche Folgen sich im nächsten Jahre auf dem Reichstage zu Krakau zeigten; und bei der Wallachischen Expedition gegen Lemberg kam es auf Anstiften der Königin Bona zu offener Fehde. Diese ränkeltüchtige Frau hatte nämlich nach dem Tode der oben erwähnten weisen Rathgeber des Königs als bald große Macht an sich gerissen und die Bischofliche, Wojewodschastliche, Kastellaneien und andere königliche Aemter zu verkaufen angefangen, indem sie den Zugang zum Könige und zu hohen Stellen dem Weisbietenden eröffnete. Sie war es, die einen Latacki, einen Gamrat und viele Andere dieses Gelichters zu Bischöfen beförderte, und die so vielen Fremden von den schlechtesten Sitten die höchsten kirchlichen Würden verlieh.

Jener Gamrat war der Sohn eines Bürgerlichen, der jedoch, da er eine Gattin aus adligem Geschlecht hatte und Güter erwarb, für einen Edelmann galt. Der Sohn war lange Zeit Hausbosmeister des Bischofs von Ploz, Erasmus Ciolek, in Rom; er besaß zwar keine Kenntnisse, war aber ein Mann von angenehmem Aeußeren und hoher Gestalt; in Italien lernte er die Ränke und Verbrechen, durch die er sich nachher in seinem Vaterlande emporschwang und berücksichtigt machte. Diesen Menschen begann die Königin, auf Kmita's Empfehlung, mit Gnadenbezeugungen zu überschütten, und nachdem sie ihn auf den Bischofsstuhl von Przemysl erhoben, wollte sie ihn gar zum Kanzler des Reichs machen, da sie dachte, daß er ihr dann in Allem willfährig werde. Auch Krzycki wurde ein Liebling der Königin, und das reichte hin, ihn emporzubringen. Was Krzycki diktierte, war Gamrat bereit zu unterzeichnen. Die Königin reizte also die Landboten auf, daß sie den König bestimmen sollten, Gamrat zum Kanzler zu ernennen. Der König aber hielt Gamrat für unfähig zu diesem Posten, lehnte das Gesuch ab und ernannte wider Erwarten den Bischof von Ploz, Eboinski, dessen tiefe Einsicht und Kenntnisse er zu würdigen wußte, zum Kanzler. Als nun in der Rathversammlung im Senat der Marschall, mit lauter Stimme den königlichen Beschluß zu verlesen anfing und zu den Worten gelangte: „Er Majestät haben, da Höchstwürdigkeit Ihre große Gelehrsamkeit, Erfahrung und Beredsamkeit und Ihren unbesleckten Glauben

kennen", erhob sich Samrat, in der Meinung, dies sey an ihn gerichtet; der König aber sagte: „Behalten Sie Platz, von Ihnen ist nicht die Rede.“ Da setzte der Mann sich beschämt nieder, und der Marschall führte den Bischof Eboinski dem Könige zu. Erjährt darüber, wollte die Königin mehrere Tage lang den König nicht sehen.

Die Lemberger Naruben, bekannt unter dem Namen des Kartoffelkrieges, waren das Werk der Königin und des stolzen Kmita, der unter dem Adel viele Anhänger hatte. Welches Unheil für das Land daraus hervorging, ist aus der Geschichte bekannt. Der milde und wohl auch schon etwas schwache König wollte die Hilfe nicht annehmen, die ihm von den benachbarten Mächten angeboten wurde, um der Anarchie ein Ziel zu setzen, und so stellte er leider ein ärgerliches Beispiel für die Zukunft auf. Eben so schädlich erwies sich Kmita's Macht, als nach dem Tode des alten Sigismund sein Sohn die Regierung übernahm und seine Gemahlin Barbara Ratziwill, mit der er schon heimlich vermählt war, öffentlich als Königin proklamirte und in Krakau krönen lassen wollte. Indes die Festigkeit Sigismund August's und die Rathschläge Maciejowski's und Tarnowski's siegten über die hartnäckigen Magnaten, und Kmita, seine Obmacht erkennend, bereitete derselben Königin, die er so haßte und deren Wahl er aus allen Kräften bekämpfte, nach ihrer Krönung den glänzendsten Empfang auf seinem Schlosse Wienicz. Er starb zu Krakau im Jahre 1572 im 77ten Jahre seines Alters und liegt in der dortigen Kathedrale begraben. Da er keine Nachkommen hinterließ, so ging sein ungeheures Vermögen auf die Familien Stadnicki und Barzy über; das Schloß Wienicz aber kam später in den Besitz der Lubomirski's, und der Hetman Lubomirski ließ hier zum Andenken an seinen bei Eboim über die Türken erfolgten Sieg eine Kirche und ein Kloster für die Karmeliter erbauen.

(Przyjaciel Ludu.)

I t a l i e n .

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Fortsetzung.)

Demnach scheint es vor allen Dingen nöthig zu seyn, daß die Bestrebungen unter einander sich dahin vereinigen, die Meinungen gegenseitig zu nähern, zu verglichen, zu berichtigen, zu bewirken, daß alle Schulen, alle Belehrungen in einem einzigen Systeme, in einer alleinigen Einheit, die unseren Künsten und Wissenschaften Macht und Ehre verleihen können, zusammenströmen. Wie aber wollen keinesweges angeben, welches dieses System, welche diese erwünschte Einheit seyn solle, und zwar aus dem Grunde, weil der feierliche Ausspruch, der über das Schicksal unserer Wissenschaften zu entscheiden hat, niemals von einer arbeitsamen, jeder Autorität erzwingenden Stimme ausgehen kann, sondern vielmehr nur von der Uebereinstimmung aller derselben, die, von den Alpen bis zum Meere, mit aufrichtigem und thätigem Eifer danach streben, unsere Wissenschaften zu Nutzen und Ruhme zu bringen: eine Uebereinstimmung, die bei sorgfältiger und leidenschaftloser Untersuchung der inbezüglichen National-Verhältnisse, bei edler Wahrheitsliebe und bei verjünglicher und würdevoller Mäßigung wohl nicht schwer zu erlangen seyn dürfte. Keinesweges also etwa aus dem Grunde, weil wir in dieser Hinsicht gar keine eigene und hinlänglich festgewurzelte Meinung hätten; denn der Mangel einer solchen müßte uns ja, unserer Ansicht nach, in die Strafe verfallen lassen, mit welcher Solon diejenigen bedroht, die bei den Kämpfen des Vaterlandes gleichgültig und neutral geblieben. Unser Glaube ist vielmehr echt und plan, nicht aus spitzfindigen Folgerungen hergeleitet, nicht verdunkelt durch schwierige Begriffe, noch durch geheimnißvolle Worte: Wir glauben, daß die Literatur ein Werkzeug der Bildung, glauben, daß eben deshalb ihr Hauptziel die Erweckung der Menschen zu dem Gefühle ihrer Würde, die das Prinzip und die Grundlage aller moralischen Kraft ist, sey, und glauben, daß, um dies Ziel glücklich zu erreichen und um diesen Einfluß zu gewinnen, die Literatur so wie das Land, d. h. der Natur und Lage desselben entsprechend seyn müsse. Daher scheint es uns, wenn man davon spricht, die Literatur umzugestalten, eben so viel, als spräche man von der Umgestaltung der Sonne und des Evangeliums. Diese sind die Glaubens-Artikel, an denen wir standhaft festhalten, und die entweder, wenn sie für gut und rechthabig erkannt werden, angenommen, oder im entgegengesetzten Falle durch andere, hergestellt, daß man wisse, was man ohne Bedenklichkeit und ohne Gefahr glauben solle, ersetzt werden müssen. Indessen erzwangt die neue Schule, bei der großen Anzahl von Schriftstellern, welche die Sache derselben vertheidigen, bei der großen Menge der unauslöschlich erscheinenden Werke, immer noch einer klaren Auseinandersetzung ihrer Prinzipien, einer konkreten Erklärung ihrer Doktrinen. Doch glauben wir nicht etwa, daß dies ohne Grund der Fall sey; denn wenn man die Ideen vag und unbestimmt läßt, wenn man den wahren, wie den falschen Schönheiten, den Wahrheiten, wie den Irrthümern, den regelrechten wie ungestalteten Compositionen ein gleiches Privilegium ertheilt, so kommt man freilich dahin, der ungeduldigen Bewegtheit und dem zuversichtlichen Leichtsinne der Jugend Genüge zu thun — der Eitelkeit zu schmeicheln, die sich, wenn auch noch so verborgen und zusammengedrückt, doch immer in der Unwissenden Herzen voll Lebens finden läßt — dem unvorsichtigen Enthusiasmus oder dem zerstückelnden Fanatismus, die beide jeden Zügel und jedes Gesetz verschmähen, zu folgen, und vor Allem dahin, die Laster, welche die schlimmsten Peinlichkeiten der gegenwärtigen Gesellschaft sind, den Dünkel und die Anmaßung zu begünstigen. Leicht aber war dies der vordem genannten Schule, von ihren ersten Anfängen an, beobachteter Gebrauch. Die Biographen Shakespears sahen uns, daß die Unregelmäßigkeiten, die in den Werken des großen Dichters sich finden, Opfer waren, die er dem Geiste des Volkes, für welches er schrieb, bringen mußte; daß ferner die Redner fast ganz ungebildet und unwissend gewesen; daß er deshalb zu ihrer Belustigung

unter die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens außerordentliche und fabelhafte mischen mußte; daß, weil die dramatische Poesie mehr, als jede andere Gattung dem Stande und den Neigungen der Menge sich anschließen muß, indem ja ihr Schicksal fast immer von der Stimme und von der Gunst des Volkes abhängt, Shakespeare diesen gebieterischen Gründen sehr oft weichen mußte und nicht ohne Gefahr, seinen Ruf und seine Vortheile zu verlieren, über sein Jahrhundert sich erheben konnte; daß er überdies auch Schauspieler von Fach, und also genöthigt gewesen, den Interessen und Launen der Gesellschaft, welcher er angehörte, sich zu beugen.

Lopez de Vega schrieb in einem seiner Briefe über die Kunst, Schauspiele zu verfassen: „Die Vandalen, die Gothen folgten in ihren unförmlichen Werken weder den Prinzipien der Griechen, noch der Römer; unsere Abnen schreiten auf den neuen Bahnen einher, und unsere Abnen waren Barbaren. Es herrscht der Mißbrauch; die Vernunft schweigt, und die Kunst neigt sich zum Verfall. Wer mit Verstand schreiben will, mit Kunst, mit Anstand, der erndtet keine Frucht, lebt verachtet und stirbt im Elende. Ich bin gezwungen, für die Unwissenheit zu schreiben; unter sieben Siegeln halte ich den Sophokles, Euripides und Terenz; ich schreibe wie ein Unsiniger, aber ich schreibe ja auch für Narren. Das Publikum ist mein Herr, und ich muß wohl gehorchen; so reich' ich ihm denn für sein Geld das, was es eben wünscht. Für das Publikum schreib' ich, nicht für mich, und Alles biet' ich auf, um einen Beifall zu erlangen, dessen ich mich schäme!“

So arbeiteten und so dachten Shakespeare und Lopez und geben wahrlich ein schönes Zeugniß zu Gunsten der Schule, welche sie zu Vorkämpfern angenommen hat in der Erzeugung von Gedanken und Gestalten aus der Laune und Unwissenheit des Volkes, welche ihre Nachtreter heutzutage mit Entzücken anstaunen, als wären sie die Krebsdrücke innigster Ueberzeugung und wunderbare Entbillungen der menschlichen Natur. So lange aber unsere Schulen noch von Mißbilligkeiten und unauslöschlichen Klagen hin- und hergeworfen werden, giebt es weder eine Erhebung des Geistes, noch Normen für die Zukunft, noch Ruhe in der Gegenwart, noch endlich jene Gleichgestaltung der Ideen, Affekte, Hoffnungen, ohne welche die Literatur weder einen entschiedenen Charakter, noch einen sicheren Nutzen, noch einen bedeutenden Ruf gewinnen kann. Die Nation verzehrt die Blüthe ihres Geistes in Disputationen über die Prinzipien, als wäre sie eben erst zu Tage geboren, und nicht im Gegentheil schon reich an Weisheit, Kraft und Denkmälern. Nichts aber ist kläglicher, als der Anblick solcher Widersprüche in den Nachahmungen der Wissenschaften und Künste, wie sie in den Handlungen eines Mannes strengem Tadel unterliegen würden. Und von dergleichen Widersprüchen geben selbst die Banner-Träger der neuen Literaturen gar merkwürdige Beispiele. — Doch lassen wir diese elenden Reste der vorkämpferischen Verleumdung, diese schmerzlichen Klagen, diese widerwärtigen Stämme wissenschaftlicher Widersprüche; tilgen wir die an nutzlosen Worten so reiche, an guten Thaten so arme Parteilichkeit; bewirken wir, daß die Wissenschaften und Künste Italiens dahin sich vereinigen, in vollkommener Eintracht für die wahren Bedürfnisse des gegenwärtigen Zeitalters, für das Ansehen unseres Namens, für das Beste unseres Vaterlandes zu sorgen!

(Schluß folgt.)

N o r d - A m e r i k a .

Die Indianer als die zehn Stämme Israels dargestellt.

Herr J. Samuel Frey, von Geburt ein Deutscher Israelit, der in England zum Christentum übergetreten, giebt jetzt in Nord-Amerika eine zunächst für seine ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte religiöse Zeitschrift heraus. In einem der letzten Hefte sucht er darzutun, daß die Nord-Amerikanischen Indianer nichts Anderes als die Abstammlinge der vielgesuchten zehn Stämme Israels seien. Und die Nachweisungen, die er giebt, sind, wenn auch nicht überzeugend, doch interessant genug, wenn es nämlich dem Berichterstatter nicht so geht, wie vielen anderen Erymologen, die immer dasjenige finden, was gerade in ihren Kram paßt. Wie bekannt, erzählt uns die heilige Schrift von dem Untergange des Reichs dieser Stämme, von ihrer Vertreibung aus dem Vaterlande durch die Assyrer und von ihrer Entführung in Medische Städte; nimmt man dazu noch die Nachricht aus dem apokryphischen Buch Esra, wo es heißt, daß diese Israeliten sich entschlossen, „fortzugehen in ein fernes Land, wo noch niemals Menschenkinder gewohnt“, so ist damit Alles, was wir von den Schicksalen dieser Stämme nach dem Untergang ihrer Unabhängigkeit wissen, erschöpft, und jede weitere Kunde, jede sichere Spur für sie ist, nunmehr schon seit 24 Jahrhunderten, gänzlich verloren gegangen. Die Reisenden und Forscher haben sich schon in mannigfachen Vermuthungen und Combinationen erschöpft, um das Dasein dieser Verlorengegangenen in den allerentferntesten Ländern und Welttheilen zu bewähren, und Herrn Frey's neue Argumentation, daß die tothen Stämme in den Amerikanischen Urwäldern von den Kindern Israels am Jordan herstammen, kann zwar nur dazu dienen, die reiche Fülle von Hypothesen, die man in diesem Gebiet offen hat, zu vermehren, hat aber, wie wir bald sehen werden, wenigstens so viel für sich, daß schon andere vor ihm auf ähnliche Vermuthungen geleitet worden sind, und in, wie alle solche vielseitige Kontroversen, wo eine Menge Dinge und Beziehungen zur Sprache kommen, nicht sowohl seiner eigenen Schwachheit wegen, als für manche anderweitige Konsequenzen und Resultate, die sich aus einigen der von ihm angeführten Beweispunkte erheben könnten, jedenfalls höchst beachtenswert.

Können wir diese Beweispunkte selbst, vor dem Eingeben ins Einzelne, in ihren Hauptmomenten zusammen, so finden wir folgende: Erstens die wörtlichen Stellen in den heiligen Schriften, die sich mit

*) The Jewish Intelligencer. A monthly publication. New-York, 1837.

jener Konjektur wohl zu vertragen scheinen; ferner die auffallenden Spuren des Hebräischen, die man noch heute in der Sprache der Indianer findet, die Verehrung des Einen „Großen Geistes“, die dem Jerusalemitischen Monotheismus so nahe kommt; dann der Umstand, daß manche von den Indianischen Traditionen dem Abteil der Bibel anzugehören scheinen, welcher zur Zeit der Vertreibung der zehn Stämme aus dem gelobten Lande schon bekannt war, und endlich die scheinbare Ähnlichkeit, die in den Sitten, den Vorurtheilen, der Religion und anderen Institutionen der Indianer mit denen der Israeliten zu erkennen ist. So erzählte schon der berühmte William Penn von den Eingebornen Pensylvaniens, ehe noch die Sitten derselben durch einen Verkehr mit den Europäern verdorben waren, er habe an ihren Gesichtern und Gebärden sehr Vieles gefunden, was an die Hebräer erinnere, und besonders zeigten ihre Kinder eine so außerordentliche Ähnlichkeit mit den jüdischen, daß man sich bei ihrem Anblick nach Dufe's-Place oder Bury-Street in London versetzt glauben möchte. James Adair, welcher vierzig Jahre lang als Handelsmann unter den Nord-Amerikanischen Indianern gelebt, hat eine Geschichte derselben geschrieben, in welcher er fest behauptet, daß jene Amerikaner von den Israeliten abstammen. Etwas Ähnliches haben der Dr. Jonathan Edwards und viele Andere ausgesprochen, und Herr Frey zitiert folgende Stelle aus dem Briefe eines Missionars unter den Choctaws vom Jahre 1824:

„Nach dem, was ich von dem Vater Hovi über die Traditionen und die Gebräuche und Ceremonien der Indianer in dieser Gegend erfahren, scheint mir viel Grund vorhanden, sie für die Nachkommen Abraham's zu halten. Auch sie hatten, wie die alten Israeliten, Asol-Städte, Erntingefeste und Opfer von den Erstlingen ihrer Heerden, die so rein und vollkommen seyn mußten, daß man nicht den geringsten Makel oder Schaden, nicht ein zerbrochenes Knöchelchen an ihnen bemerken durfte. Noch nie hat man gehört, daß sie Widder verehren oder einem Gößen von Menschenhand Opfer bringen; sie haben alle eine Vorstellung, eine Tradition von dem „Großen Geist“. Ihre Feste, ihre heiligen Tage waren alle in der Zeit nach der Zahl Sieben geordnet, also nach sieben Nächten, sieben Monden, sieben Jahren u. s. w. Sie hatten auch eine Art Lade, deren Inhalt für hochheilig gehalten und als ein tiefverhülltes Geheimniß vor dem gemeinen Volk aufbewahrt wurde. Diese Lade wurde von einer ausgewählten Schaar von Männern getragen, die für rein oder heilig galten; wenn ich nicht irre, hatten die Cherokee's eine solche Lade. So oft sie mit einem anderen Stamm in Krieg geriethen, nahmen sie diese Lade mit, und die Heiligkeit derselben war in ihren Augen so groß, daß es sich durch nichts entschuldigen ließ, sie auf die bloße Erde zu stellen; nur ein ganz glatter Felsen oder ein hölzernes Gerüst war rein genug, um dieser heiligen Lade zum Abplatz zu dienen. Auch hatten sämtliche Stämme einen solchen Respekt davor, daß, sobald die Partei, unter deren Obhut die Lade stand, geschlagen und gezwungen war, sie auf dem Schlachtfelde zurückzulassen, die Sieger sie auf keine Weise zu berühren wagten. Herr Smith bemerkt, daß diese Nachricht wertwürdig übereinstimme mit manchen anderen aus verschiedenen Gebieten der Indianer; unbegreiflich aber bleibt sie, so lange man nicht annimmt, daß die Indianer die Abkömmlinge der Israeliten sind.“

Man könnte die Frage aufwerfen, wie so die Amerikanischen Indianer, wenn man dem Verfasser Alles zugiebt, dahin gekommen sind, alle Kunde von den Künsten und Wissenschaften der Israeliten zu verlieren? Darauf läßt sich antworten, erstens, daß sie, noch ehe sie Amerika erreichten, in tiefe Unwissenheit und Barbarei versunken seyn können; ferner ist es ziemlich gewiß, daß, wenn die zehn Stämme irgendwo existiren, sie als Nation in einem so rohen und erbärmlichen Zustand leben, daß sie außer Stande sind, in den Künsten und Fertigkeiten des civilisierten Lebens etwas zu leisten; endlich aber hat man ja vielen Grund, zu glauben, daß die Vorfahren der Amerikanischen Stämme in früheren Jahrhunderten Kenntnisse besaßen, von denen sie in späteren Zeiten nichts mehr wissen; Zeuge davon sind die Mauersteine, die irdenen Gefäße, die Geräte von Eisen und anderen Metallen, die man in den von ihnen bewohnten Gegenden gefunden hat, und die Dämme, die Befestigungen und andere ähnliche Reste aus alten Zeiten. Wenn diese nicht von Indianern aus früheren Perioden herrühren, wie sind sie überhaupt dahin gekommen? Oder sollen etwa die Ägypten oder andere Eingeborne aus dem nordöstlichen Asien hinübergekommen und sie gemacht haben? Dies ist schon deshalb nicht wahrscheinlich, oder vielmehr unmöglich, weil diese Nord-Asiaten zu der Zeit, da die Indianer in jene Gegenden gekommen seyn müssen, keine Spur hatten von einer solchen Civilisation.

Eine andere Hypothese, die man bei Gelegenheit dieser Frage aufgestellt hat und die sich noch besser hören läßt, ist folgende. Es ist wahrscheinlich, daß die zehn Stämme, trotz der Künste und Kenntnisse, die sie von der Civilisation nach Amerika mitbrachten, in der weiten Wildnis daselbst, wo das reiche Wild sie von allen Seiten zur Jagd einlud, in ein trübes herumziehendes Jägerleben versielen, daß sie so in verschiedenen Haufen von einander ausjogen und einander ganz verloren, und daß die Meisten von ihnen, denen dieses sorglose Nomadenleben gefiel, sich immer mehr daran gewöhnten und nach und nach alle Erinnerungen ihres früheren Lebens abstrifften. Einige Stämme jedoch, welche ihrer früheren Bildung treuer blieben, mochten noch Jahrhunderte lang zusammenhalten und die alten Traditionen und Kenntnisse aufbewahren und fortpflanzen; von diesen hätte man dann die Kulturreste im Westen und Süden des Erdtheils hergeleitet, bis nach und nach die verwilderten Stämme die Oberhand gewannen und ihre mehr civilisierten Brüder unterdrückten. So würde es sich wenigstens erklären, wie so die Buchstaben-Kenntniß, die Schiffahrtskunst und der Gebrauch des Eisens unter diesen Eingebornen spurlos verloren gegangen ist, und jedenfalls würde dieser Verlust gegen ihre Herleitung von den zehn Stämmen nicht mehr beweisen, als gegen irgend eine andere Abstammung.

Jetzt kommen wir auf eines der wichtigsten und interessantesten Momente unserer Hypothese, auf die Sprache. Die Sprache gilt immer für eine Hauptquelle der Evidenz, wenn von der Abstammung und Verwandtschaft der Nationen die Rede ist, und auch bei unserem Fall kommt sie ganz vortrefflich zu Statten. Während nämlich einerseits mehrere Gelehrte, die sich lange mit dem Studium der verschiedenen Amerikanischen Dialekte beschäftigt, darauf hindeuten, daß allen diesen Verschiedenheiten ein und dasselbe gemeinschaftliche Idiom zum Grunde liegt, hat man andererseits gezeigt, daß diese gemeinschaftliche Muttersprache zahlreiche Symptome einer Verwandtschaft mit dem Hebräischen enthält. Herr Frey sagt in dieser Beziehung:

„Was ihre Sprache betrifft, so stimmen Dr. Edwards, Dr. Voudinot, Herr Adair und Andere vollkommen überein, daß sie von dem Hebräischen herzustammen scheint. Dr. Edwards bemerkt, daß man in beiden Sprachen, der Hebräischen und der Indianischen, keine Präpositionen findet, dafür aber einen Reichthum von Präfixen und Suffixen, eine Eigentümlichkeit, die fast in keiner anderen Sprache weiter bekannt ist. Auch zeigt er, daß nicht nur die Worte, sondern auch der Satzbau in beiden Sprachen ähnlich ist, und daß besonders die Nomina und Pronomina der Indianer ganz deutlich aus dem Hebräischen stammen. Auch Herr Adair spricht mit großer Zuversicht und Ueberzeugung von der Verwandtschaft beider Sprachen; er macht besonders auf die kräftigen, lakonischen Redewendungen und Figuren aufmerksam, die beiden gemein seyen, und er erzählt, er habe nach einem vierzigjährigen Aufenthalt unter den Indianern so viel Hebräisches in ihrer Sprache erkannt, daß ihm diese reine Erhaltung der Hebräischen Sprache in den Indischen Dialekten seit mehr als 2000 Jahren und ohne alle Hilfe einer Literatur fast ein Wunder bedünke. Um den Hebräismus in ihrer Rhetorik nachzuweisen, giebt er folgende Anrede eines Häuptlings an seine Krieger bei dem Ausziehen in den Kampf: „Ich weiß, eure Flinten brennen in euren Händen; eure Tomahawks düstern, das Blut eurer Feinde zu trinken; eure sicheren Pfeile können es nicht erwarten, hinzustiegen durch die Lüste; und auf daß nicht längeres Zögern euren Muth verzehe, will ich Euch das erquickende, stärtende Wort jurafen: Auf, laßt uns der heiligen Lade nachziehen und unseren Feind von der Erde vertilgen!“

Nicht nur der Styl und Satzbau im Indianischen ist dem Hebräischen ähnlich; es enthält auch eine Menge Worte von ganz Hebräischer Pbyssognomie. Dr. Voudinot, Herr Adair, Herr Smith und Andere haben einige von diesen Worten aus den Dialekten verschiedener Stämme gesammelt, und anstatt die Anzahl derselben für zu gering und unbedeutend zu halten, müssen wir vielmehr erstaunen, daß ein Volk, in solcher Entfernung von dem Vaterlande seiner Sprache und ohne alle schriftliche Tradition, nach mehr als siebenzig Generationen noch ein einziges Wort in der alten Gestalt erhalten hat, während wir wissen, wie sehr das Hebräische schon in der kurzen Babylonischen Gefangenschaft von 70 Jahren, trotz aller schriftlichen Literatur, catfickt und verdorben wurde. Es sind unter diesen Worten manche, an denen weiter keine Veränderung stattgefunden hat, als die Transposition der Hebräischen Silben, so: Niah für Ani = Ich; und wer weiß, ob man nicht durch eine nähere Bekanntschaft mit den Indianischen Idiomen, durch ein tieferes Studium derselben zu einer beträchtlichen Vergrößerung der Liste gelangen kann, die wir hier hersehen wollen:

Deutsch.	Indianisch.	Hebräisch oder Chaldäisch.
Jehovah	Jahohewah	Jehowah
Gott	El	El, Elohim
Gott	Jah oder Wah	Jah
Schiloh	Schilu	Schiloh
Himmel	Tschemim	Schamajim
Water	Abba	Av, Abba
Mann	Isch, Ischte	Isch
Weib	Ischto	Ischah
Gattin	Awah	Chawwah
Ich	Niah	Ani
Preis dem Höchsten!	Halleluwah.	Hallelujah.

Besonders bemerkenswert sind die Notizen, die wir über das Indianische Jehowah und Hallelujah bekommen. Ganz wie die Israeliten haben die Indianer nicht nur verschiedene Namen für Gott zur Bezeichnung seiner verschiedenen Attribute, sondern auch außer dem „Großen Geist“, wie sie ihn bei gewöhnlichen Gelegenheiten nennen, haben sie auch ihr Tetragrammaton oder ihren heiligen Namen von vier Buchstaben, den sie gleich den Israeliten in östlicher Rede nie ganz aussprechen dürfen. Bloß bei solennen Gelegenheiten lassen sie in höchst feierlichem Modus den Namen Ja-ho-ho-wah hören, und auch dann werden die vier Sylben nur selten hinter einander ausgesprochen; in ihren religiösen Tänzen singen sie zuerst, mit ehrsüchtiger Verehrung des Körpers, Jah, Jah, Jah, dann Ho, Ho, Ho, dann He, He, He, und zuletzt Wah, Wah, Wah, also zusammen Jahohewah. Dann sangen sie wieder von vorn an und singen das Lob des Herrn in einem bekannten Hebräischen Wort, Hal, Hal, Hal, le, le, la, lu, lu, jah, jah, jah, zusammen Hallelujah. So singen sie auch oft den Namen Schiloh, ohne zu wissen, was eigentlich darunter verstanden ist; und diesen Namen verbinden sie noch mit dem Tetragrammaton, indem sie singen: Schilo, Schilo, Schilo-Jah, Schilo-Jah, Schilo He, Schilo He, Schilo Ho, Schilo He, Schilo Wah, Schilo Wah. So gebrauchen sie also den Namen Jehovah, indem sie ihn in vier Theile zerlegen, jeden von diesen Theilen zwe-, drei-, viermal und noch öfter wiederholen und erst dann in der nächsten Silbe fortgehen, und es scheint, daß sie vor diesem Namen ganz dieselbe Scheu und Ehrfurcht haben, wie die Juden, die bis auf den heutigen Tag das Wort Jehovah nicht aussprechen dürfen.

Bei Gelegenheit der Amulette und Gebetriemen, deren fromme Bewahrung ein Hauptstück des Israelitischen Religions-Ceremoniells ausmacht, giebt uns Herr Frey eine Nachricht von einem kuriosen Funde, der hiermit zusammenhängt und zu einer Menge von Konjekturen Anlaß gegeben hat. Die Sache war folgende: Joseph Merrick, ein achtbarer frommer Mann aus dem Orte Pittsfield in Massachusetts, stieß im Jahre 1813, bei Abtragung des Bodens auf Indian Hill in Pittsfield, auf ein ansehnliches Loch in der Erde, in dessen unterster Tiefe er etwas fand, was wie eine Art schwarzer Riemen ausah, gegen sechs Zoll lang und anderthalb breit, etwas dicker als das Zugleder an einem Pferdegebiß. Er bemerkte, daß es an beiden Enden eine Art Knopf von einer harten Materie hatte, wie es schien, zu dem Zweck, um das Ganze daran halten zu können. Als er dieses Büschchen mit Mühe geöffnet, fand er darin vier Blättchen von altem Pergament, welche in die Stücke einer dicken rohen Haut mit den Sehnen eines Thieres eingewebt und so geschlicht und wasserdicht gemacht worden. Die Blättchen waren beschrieben, und indem die Nachbarn ihre Neugierde darin zu befriedigen suchten, wurde eines von den Blättchen zerrissen und vernichtet. Die übrigen drei wurden von Herrn Sylvester Larned nach Cambridge mitgenommen, und nachdem er sie hier sorgfältig untersucht, schrieb er einen Brief, in welchem er sagt: „Nach einiger Zeit habe ich mit vieler Mühe den Inhalt dieser Blättchen herausstudirt; es sind folgende Abschnitte aus dem Pentateuch: Nr. 1. aus Deuteronom., Kap. 6, Vers 4—9 incl. Nr. 2. aus Deuteronom., Kap. 11, Vers 13—21 incl. Nr. 3. aus Exodus, Kap. 13, Vers 11—16 incl.“

So berichtet Herr Larned, und in der That sind dies dieselben Texte, welche die Juden auf drei von den vier Blättchen ihrer Gebetriemen aufschreiben. Diese Gebetriemen (Tephilin) haben gewöhnlich kleine Büschchen mit Pergamentrollen, auf denen einige Stellen aus dem Gesetze abgeschrieben sind, und sie werden besonders während des Morgengebets auf dem Vorderkopf und auf dem Gelenk der linken Hand getragen. Anfangs vermutete man, jener Fund könne von einem Juden herrühren, der vielleicht an dem Ort gelebt habe, doch nach sorgfältiger Forschung konnte es sich nicht finden, daß diese Stadt seit der Zeit ihrer Gründung je einmal von einem Juden besucht worden, außer dem Verfasser dieses Werkes, Herrn Frey. Man forschte auch, ob vielleicht unter den Britischen Truppen, die einst hier gelegen, ein Jude gewesen sei, und auch dies beschäftigte sich nicht. Verschiedene Gelehrte, die jenen Fund besichtigten, waren der Meinung, er sehe so alt aus, daß kein genügender Grund dagegen sei, ihn von den alten Israeliten herzuführen. Die Farbe des Pergaments war dunkelgelb, ganz ähnlich einer Arabischen Handschrift, die der Worcester'schen Antiquitäten-Gesellschaft gehört und lange vor dem Beginn der christlichen Zeitrechnung geschrieben wurde. Auch gehört hieher eine Angabe von dem Dr. West aus Stockbridge, der sich von einem alten Indianer erzählen ließ, seine Väter hätten ein Buch gehabt, das sie lange Zeit aufbewahrt; da sie aber die Kunst, es zu lesen, verloren hatten, so schlossen sie, daß es ihnen zu nichts nützen könne, und vergruben es daher mit einem Haindling.

Bei dieser Gelegenheit nun stellt Herr Smith die Vermuthung auf, daß, wenn die Indianer Israeliten sind und ihre Gebetriemen nach Amerika mitbrachten, sie dieselben gewiß sorgfältig als einen ihrer kostlichsten Schätze in der heiligen Lade aufhoben, wie die Israeliten ehemals das heilige Gesetz in ihrer Bundeslade aufbewahrten. Nachdem sie dann schon längst die Kunst des Lesens vergessen, habe vielleicht ein Haindling, oder ein Hohenpriester, oder irgend ein alter weiser Mann, der ihre Traditionen zu bewahren pflegte, aus Furcht, diese heiligen Blätter möchten zuletzt ganz verloren geben, sie mit den Sehnen eines Thieres (dem bekannten Indianischen Zwirn) in einen Umschlag von rohen Fellen eingewebt und diese Rolle in der Lade niedergelegt oder in dem Gürtel mit sich herumgetragen. So mochte sich das Ding sicher erhalten bis ungefähr in die Zeit, wo die Eingebornen zuletzt Indian Hill bewohnten, vielleicht im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Da habe es der Eigenthümer an jenem Orte verloren oder, was eben so wahrscheinlich ist, es wurde vielleicht mit einem Haindling oder Hohenpriester begraben und ist so auf uns gekommen. Jedenfalls ist diese Konjektur unter der Voraussetzung, daß die Indianer Israeliten sind, viel wahrscheinlicher, als daß ein neuerer Jude es in jenem Zustande dort zurückgelassen habe. Schon die ganze Art und Weise, wie man die Pergamente aufbewahrt gefunden, sieht ganz Indianisch aus, aber durchaus nicht jüdisch; kein neuerer Jude würde sich dazu verstehen, die kostbaren Blätter seiner Gebetriemen in einem rohen Fell, mit den Sehnen eines Thieres zusammengeheftet, aufzubewahren, und noch viel weniger würde er sie auf Indian Hill unter der Erde vergraben haben. Schon dies ist ganz unglücklich. — Auch vertritt sich die Annahme, daß jener Fund von den Indianern herkam, sehr gut mit der oben erwähnten Erzählung des alten Indianers von dem Buch, das seine Väter, da sie es nicht lesen konnten, unter die Erde vergruben.

Doch außer diesem vielbesprochenen Fund führt Herr Frey noch manche andere Zeugnisse für seine Hypothese an, so besonders die Feste, welche diese Indianer feiern, und von denen mehrere den Festen der Hebräer vollkommen entsprechen, z. B. ihr Erstlingsfest und gleich darauf an dem Abend desselben Tages etwas dem Passahfest Ähnliches; ferner das Jägerfest, das dem Pfingstfest entspricht; das Aerdtestfest und der Versöhnungstag; ein tägliches Opfer und ein Liebesfest.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Personen, welche die ausführlichsten Nachrichten von diesen Dingen geben, den Vortheil hatten, die Sitten und den Charakter der Amerikanischen Eingebornen vor vielen Jahren zu studiren, als sie sich noch durch keinen ausgebreiteten Verkehr mit den Europäern verwandelt oder verächtelt hatten.

Wir schließen unsere Auszüge aus Herrn Frey's Abhandlung mit

einem Abschnitt, in welchem die Indianische Sitte beschrieben wird, die mit dem alttestamentlichen Gesetz von den Asylstädten für unvorsichtige Todtschläger viel Ähnliches hat:

„Die Indianer glauben, daß das Blut eines Verwandten sie gebieterlich auffordert, Blut für Blut zu vergießen; sie reisen Hunderte von Meilen, um das Blut eines Familiengliedes zu rächen, und sie bleiben fortwährend ihrer Rache eingedenk, bis sie sie befriedigt, mögen auch viele Jahre unterdessen verfließen sein. Dagegen haben sie eine alte Sitte, gewisse Häuser und Städte als Zufluchtsplätze abzusondern, in welchen ein Verbrecher und selbst ein Gefangener, sobald er nur hineinkommen kann, vor jeder Blutrache sicher ist. Bartram erwähnt die Stadt Apalachueta in dem Gebiet der Creeks, als dem Frieden geheiligt, und fügt hinzu: „Keine Gefangenen dürfen hier getödtet, kein menschliches Blut darf hier vergossen werden.“ Abair erzählt, daß die Cherokee, obgleich sie jetzt außerordentlich verdorben sind, doch immer noch das Asylgesetz so heilig achten, daß sie selbst einem vorsätzlichen Mörder in ihrer geliebten Friedensstadt Schutz gewähren; doch nur selten lassen sie ihn aus dieser Stadt sicher nach Hause kehren. An einem Nebenfluß des Mississippi liegt eine solche Asylstadt, Namens Choate, fünf Meilen oberhalb des Punktes, wo früher das Fort Loudon stand. In diesem Orte fand ein Engländer Schutz, nachdem er einen Indianer bei der Vertheidigung seines Eigenthums getödtet. Er wollte später nach Hause zurückkehren, aber die Häuptlinge sagten ihm, das würde ihm schlecht bekommen, und er blieb daher zurück, bis er die Verwandten des Getödteten mit Geschenken besänftigt hatte. In dem oberen Lande der Muskogee war früher eine alte heilige Stadt, Namens Koosab, jetzt nur ein kleines Dorf voller Trümmern, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es scheinen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie heißen alte geliebte, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann anderswo ermordet worden sind.“

Mannigfaltiges.

— Ersteigungen des Montblanc. Erst seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdpunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Sauffüre hatte vergeblich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, denen es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst bereuete sich in Genf jahrelang zu einer wissenschaftlichen Expedition vor, bis endlich am 8. August 1786 der Führer Jacques Balmat und Dr. Paccard aus Chamouni die ersten Glücklichen waren, die den Fuß auf die, aller Wahrscheinlichkeit nach, bis dahin noch von keinem Menschen betretene Kuppe setzten. Ihrer Spur folgte am 3. August 1787 Sauffüre selbst, und seiner Ersteigung haben wir die erste und zwar zugleich die wissenschaftlichste Beschreibung dieser gefährlichen Expedition zu verdanken, die seitdem nur noch von etwa zwanzig Menschen gewagt worden ist. Unter diesem Häuflein tübner Reisenden, deren Namen der Synodus von Chamouni genau neben dem Datum ihrer Reise verzeichnet hat, befanden sich 12 Briten, 2 Schweizer, 2 Amerikaner, 1 Savoyarde, 1 Deutscher (Herr Rhodas oder Rodak aus Hamburg, der am 10. Sept. 1812 auf dem Montblanc war), 1 Pole und 1 Kurländer. Die Engländer bilden, wie bei allen gefährlichen Expeditionen, auch hier die große Mehrzahl, und ihnen verdanken wir auch, nächst Sauffüre, die interessantesten Beschreibungen, deren zuletzt erscheinende, von Herrn Dr. Barry, Präsidenten der medizinischen Gesellschaft in Edinburgh, herrührend*), uns so eben vorliegt und uns die hier mitgetheilten Notizen an die Hand gegeben hat. Herr Dr. Barry, der zugleich eines der thätigsten Mitglieder des unter dem Protektorate des Herzogs von Sussex bestehenden „Vereines zur Verbreitung belebender Aufschlüsse über die Todesstrafe“ ist und sich in diesem Augenblicke wieder auf dem Kontinente befindet, hat mit seiner Beschreibung des Montblanc sehr lehrreiche Beobachtungen über die Einwirkung der verminderten atmosphärischen Dichtigkeit auf die Respiration verbunden und zugleich mit seinem Werkchen ein Panorama der Montblanc-Kette, aufgenommen vom Mont Brevin, so wie zwei interessante Ansichten ausgegeben, die ein deutliches Bild davon gewähren, wie die Reisenden sich mit Hilfe ihrer Führer über die Eisberge und Abgründe ziehen lassen oder mit der Art in der Hand eine Bahn schlagen. Manchmal schon sind die tübner Führer dabei ein Opfer ihrer Anstrengungen geworden, wie dies z. B. im Jahre 1825 dem Dr. Clarke, ebenfalls einem Engländer, mit dreien seiner Führer begegnete. Herr Dr. Barry hat von allen früheren Reisenden am spätesten in der Jahreszeit, nämlich am 17. Sept., seine Expedition mit sechs Führern unternommen und wurde bei seiner Abreise von den ehrlichen Einwohnern des Chamouni-Thales mit ängstlichen Blicken begleitet. Aber wie gefährdet der Reisende auch besonders durch den kürzlich gefallenen Schnee war, der mehrere schmale Bergspalten mit einer leichten täuschenden Hülle bedeckt hatte, lief doch das Ganze auf das glücklichste ab, und durch seinen Erfolg ermutigt, entschloß sich ein Franzose, Herr Graf von Lillo, den es verdross, daß noch keiner seiner Landesleute bisher auf dem Montblanc gewesen war, einige Wochen später, nämlich am 9. Oktobers, ebenfalls noch die gefährliche Reise zu machen, die, so viel man weiß, auch ohne Unglück abgelaufen ist.

*) Ascent to the summit of Mont Blanc in 1834. By Martin Barry etc. — London, 1836.